

# Inhalt

- 1 Tatort Kolonie Deutsch-Neuguinea 9
- 2 Strafexpedition auf der Insel Aly 23
- 3 Der »Publikumsliebbling« Luf-Boot 35
- 4 1882: Das deutsche Massaker auf Luf 41
- 5 »Bastians Netzwerk« der Räuber 63
- 6 Betrügen, stehlen und plündern 75
- 7 Kuratoren, Kreuzer und Kanonenboote 87
- 8 Ethnologie, ein Kind des Kolonialismus 101
- 9 1903: Die Beschaffung des Luf-Boots 121
- 10 Das Schiff, ein Zeugnis uralter Kultur 133
- 11 Kahlfraß und Menschenverachtung 161
- 12 Wohin gehört das Prachtboot? 177

Kurzbiographien 195

Abkürzungen 202

Anmerkungen 203

Literatur 219

Abbildungsverzeichnis 231

Namensregister 233



Ende November 1884: Die Mannschaften der Kaiserlichen Korvette Elisabeth und des Kanonenboots Hyäne hissen die Reichsflagge auf Neuguinea. Sie nennen den an einer beschaulichen Bucht gelegenen Ort Friedrich-Wilhelmshafen, mit dabei der Militärgeistliche Gottlob Johannes Aly.

# 1 Tatort Kolonie Deutsch-Neuguinea

Schon lange streifen meine historischen Seitenblicke den Bismarck-Archipel. Er liegt in der Südsee, gehört zu Melanesien und, geographisch noch weiter gefasst, zu Ozeanien. Mein Interesse rührt aus dem familiengeschichtlichen Zufall, dass mein Urgroßonkel Gottlob Johannes Aly nach seinem Studium zunächst als Militärgeistlicher der Kaiserlichen Kriegsmarine gedient hat. Als solcher wirkte er in den 1880er Jahren an der kolonialen Unterwerfung jener Inselgruppen mit. Bei dieser Gelegenheit wurde eine Insel auf den Namen Aly getauft. Das wusste ich schon als Kind. Wie die meisten seiner Landsleute sprach Marinepfarrer Aly nicht von erobern und unterwerfen, sondern von zivilisieren, missionieren, erwerben oder unter Schutz stellen, bestenfalls von Inbesitznahme.

Die so entstandenen Australien benachbarten deutschen »Besitzungen« umfassten das nordöstlich gelegene Viertel der riesigen Insel Neuguinea und den Bismarck-Archipel. Die Kolonie erhielt nach einiger Zeit den Namen Deutsch-Neuguinea und bestand de facto von 1884 bis 1914. Der höchste Berg mit seinen 4500 Metern heißt noch immer Mount Wilhelm (benannt nach einem Sohn Bismarcks), ebenso hat sich die Bezeichnung Bismarck-Sea international erhalten. Heute gehört das frühere deutsche

Südseereich – zusammen mit dem südwestlichen einst britischen Teil der Hauptinsel – zum 1975 gegründeten Staat Papua-Neuguinea.

Bis 1914 ließen Kolonialisten in Deutsch-Neuguinea auf rund 35 000 Hektar Plantagen anlegen. Ausgeführt wurden Phosphat, später auch Gold, Kautschuk, Kakao, Trepang, Perlen und Perlmutter. Trepang ist das getrocknete Fleisch der Seegurke (*Bêche-de-mer*), das als Delikatesse gilt. Das mit Abstand wichtigste Exportprodukt blieb jedoch Kopra, das getrocknete Fruchtfleisch der Kokosnuss, das zur Herstellung von Margarine und Seife diente.

Die Plantagenbetreiber und Kaufleute verfügten in ihren Bezirken über exekutive Rechte, die normalerweise dem Staat zustehen. Offiziell übten sie »das weitgehende Recht der körperlichen Züchtigung« ihrer Arbeiter aus, auch durften sie Geldstrafen verhängen und die »Einspernung mit oder ohne Ankettung in gesonderten Räumen« vornehmen.<sup>1</sup> Im Alltag waren die Grenzen noch sehr viel weiter gefasst. Wer »die Wilden« beraubte oder einen von ihnen niederschoss, Frauen vergewaltigte und junge Männer zur Zwangsarbeit verschleppte, musste in aller Regel keine Strafe befürchten.

Das entsprach dem deutschen Kolonialprogramm, wie es Bismarck im Sommer 1884 im Reichstag dargelegt hatte. Es beinhaltete den Vorrang der kaufmännischen Initiative und »Durchdringung«, die von Fall zu Fall auf staatlich-militärische Hilfe zählen konnte. Das Mittel der Wahl waren sogenannte Strafexpeditionen, ausgeführt von kaiserlichen Kanonenbooten. Etwas umständlich, aber eindeutig sprach der Reichskanzler von einer »dem Deutschen

Reiche lehnbar bleibenden Souveränität« der Kaufleute, die allein der »freien Entwicklung« deutscher Unternehmen verpflichtet sei.<sup>2</sup>

Das bedeutete: Händler, Pflanzer, Pioniere des Aufbaus und Missionare forderten militärische Strafaktionen an, wenn »die Eingeborenen« nicht parierten oder sich gegen die neuen Herren zur Wehr setzten. Das geschah immer wieder und in der Regel aus gutem Grund. Wegen der großen Entfernungen erfolgten die auf Kolonialdeutsch »Züchtigung« genannten Racheaktionen oftmals erst Monate oder gar Jahre später. Sie trafen dann zumeist völlig unbeteiligte Menschen und wuchsen sich, da die Militärmacht einmal in Gang gesetzt war, immer wieder zu Massakern aus. Diese galten als exemplarisch und generalpräventiv gedachte Herrschaftsmittel, um deutsche Interessen zu schützen. Die Zeitungen berichteten darüber ausführlich und in aller Selbstverständlichkeit.

Das System, staatliche Hoheitsrechte auf gewinnorientierte Unternehmer zu übertragen, blieb umstritten, doch in Deutsch-Neuguinea wurde es zunächst konsequent angewandt. Allein schon die riesigen Entfernungen und die geringe Zahl von Kolonialisten legen nahe, dass rücksichtsloser und gewalttätiger Geschäftsegoismus sowie vielfältige Willkür ungehindert wucherten.

Da die Kolonie 1899 um viele weitverstreute Inseln erweitert worden war, konnten die Schiffsreisen per Segelschoner innerhalb von Deutsch-Neuguinea bis zu 50 Tagen dauern. Von Westen nach Osten erstreckte sich das Gebiet über 3000 Kilometer. Anfang 1914 kamen auf geschätzte 500 000 indigene Einwohner 1130 Weiße, darun-

ter 247 Frauen und 113 Kinder. Zudem vermerkte die Statistik »102 Mischlinge«. Von den wenigen Weißen waren etwa 75 Prozent deutsche Staatsangehörige. Ein Drittel der hauchdünnen Herrensicht gehörte Missionsgesellschaften an, die anderen weißen Berufstätigen arbeiteten als Pflanzer, Kaufleute, Seeleute, Maschinisten, Techniker und Regierungsbeamte.<sup>3</sup> Trotz intensiver Werbung zog es nur wenige Siedler in die geheimnisvolle Welt der Südsee. Diejenigen aber, die dort arbeiteten und die deutsche Fahne hochhielten, lebten in ständiger Furcht. Die Berichte von erschlagenen Händlern und die Mär, die »Kanaker« würden das gebratene »Langschwein« Mensch mit kannibalischer Lust verzehren, wurden hundertfach erzählt und ausgeschmückt. Neben den materiellen Ausbeutungsinteressen speiste sich aus der in diesen Geschichten verborgenen Angst der Kolonialherren das hohe Maß an militärischer und alltäglicher Gewalt gegen die hinsichtlich ihrer Zahl und ihrer Ortskenntnis weit überlegenen Einheimischen.

### *Die Hermit-Inseln, Heimat des Luf-Boots*

Abgeschieden und winzig klein liegt das Atoll der Hermit-Inseln am Rand des Bismarck-Archipels. Es gehört zur Gruppe der Westlichen Inseln. In der älteren Literatur ist gelegentlich von Agomes- oder Eremiten-Inseln die Rede. Insgesamt liegen zwölf meist unbewohnte vulkanische Eilande innerhalb des Atolls. Die größte, gut sechs Quadratkilometer umfassende Insel heißt Luf (auch unter den Bezeichnungen Loof, Lub oder Louf zu finden).<sup>4</sup> Von dort

stammt jenes berühmte, mit zwei Masten und Segeln voll betakelte Auslegerboot, das heute zu den Glanzstücken der ethnologischen Sammlungen Berlins gehört: stattliche 15 Meter lang, ohne einen einzigen Nagel fest zusammengefügt und mit wundervollen Schnitzwerken und Maleien verziert. Es ist hochseetauglich und konnte bis zu 50 Krieger oder Reisende aufnehmen.

Dieses technisch und künstlerisch meisterhafte Ausstellungsstück wählte ich im Sommer 2019 als Ausgangspunkt eines exemplarisch angelegten Essays zum Thema »Raubkunst im Humboldt Forum«. Zunächst dachte ich an einen längeren Zeitungsartikel oder Aufsatz mit familien-geschichtlichen Einsprengseln zu Pastor Aly. Doch je mehr ich mich in die Dokumente vertiefte, desto klarer wurde mein Urteil: Das Paradeobjekt der Berliner ethnologischen Sammlung und des Humboldt Forums ist nicht nur ein bedeutsames, unbedingt bewahrenswertes Zeugnis menschlicher Kultur, sondern auch ein höchst lehrreiches Beispiel für die zehntausendfach angewandten Praktiken kolonialer Gewaltherrschaft.

Beginnen wir am Ende: Das Luf-Boot »gelangte« im Februar 1904 nach Berlin, und zwar mit Hilfe der seit den 1870er Jahren in Hamburg ansässigen und im Süd-seegegeschäft aktiven Handelsfirma HERNSHEIM & CO. Zum Erwerb des Großobjekts war in der Rubrik »Südsee/ Ankäufe« der Mitteilungen aus den Königlichen Kunstsammlungen im Oktober 1904 zu lesen: »Ein großes 15 m langes Auslegerboot von Agomes [Hermit's] mit zwei Masten und zugehörigen Mattensegeln.«<sup>5</sup> Zunächst wurde es im Licht-hof des Königlichen Museums für Völkerkunde ausgestellt,

nach dem Zweiten Weltkrieg im Ethnologischen Museum Berlin-Dahlem. Seit 2021 prunkt es als Hauptattraktion in einem 500 Quadratmeter großen zentralen Saal der neu konzipierten Schau »zur globalen Entwicklung der Menschheit« des Berliner Humboldt Forums.<sup>6</sup>

Zum Umzug des »spektakulären«, noch verhüllten Boots veranstaltete die derzeitige Besitzerin, die Stiftung Preußischer Kulturbesitz, 2018 einen großangelegten Medienrummel. In ihrer Festrede jubelte die seinerzeit zuständige Kulturstaatsministerin Monika Grütters: »Von jetzt an strahlt das Humboldt Forum als Kulturort, in dem Menschheitskulturgeschichte erzählt werden kann.«<sup>7</sup>

Was aber strahlt da? Welche Geschichten werden im Humboldt Forum erzählt – und welche nicht? Um es kurz zu sagen: Die deutschen Eindringlinge begingen in Papua-Neuguinea ungezählte Gewaltverbrechen, doch ruinierten sie nur wenige Orte so gründlich wie die winzige Insel Luf: Sie brannten dort sämtliche Häuser nieder, zerschlugen alle Kanus, mordeten, vergewaltigten, ließen die Einheimischen verhungern oder an Krankheiten zugrunde gehen, um das Hermit-Atoll anschließend mit anderswo eingefangenen Arbeitern in eine gewinnbringende Kokosplantage zu verwandeln. Nicht nur dort raubten die Eroberer die kulturellen Zeugnisse Ozeaniens für ihre Museen. Hernach putzten sie sich als »Retter« und »Bewahrer« jener »Schätze« heraus. Wie zum Hohn sollen diese Raubgüter heute die Verbundenheit Berlins mit den Kulturen der gesamten Menschheit versinnbildlichen.

Um 1850 lebten auf der Insel Luf mindestens 400 Menschen. In der Literatur werden sie als Hermits, Hermitleute



oder Lufiten bezeichnet. Sie unterhielten wirtschaftliche, freundliche und auch kriegerische Kontakte zu Menschengruppen, die auf teils weit entfernten Inseln lebten. Doch im Dezember 1882 unternahmen die Besatzungen der kaiserlichen Kriegsschiffe S. M. S. Carola und S. M. Kb. (Kanonboot) Hyäne eine fürchterliche Strafexpedition. Sie wird im Kapitel 4 beschrieben.

Rund 20 Jahre nach dem Massaker machte sich der Arzt und Ethnologe Georg Thilenius (1868–1937), der 1899 auf Luf geforscht hatte, Gedanken über die Ursachen des augenfälligen kulturellen Niedergangs auf dieser Insel: »Freilich haben auch hier (...) Strafexpeditionen nur zu nachhaltig gewirkt; an Stelle der damals üblichen großen Reiseboote ist nur noch ein neues gebaut worden.« Thilenius hob den Fleiß hervor, mit dem die Hermiten ihre Subsistenzwirtschaft betrieben: »Soweit nicht Pflanzungen vorhanden sind, deckt alle Inseln Wald, der durch die Sorgfalt der Eingeborenen auch auf den korallinischen Inseln nicht wesentlich ärmer an Nutzpflanzen war wie auf den basaltischen.« All das vernichteten deutsche Kaufleute und Plantagenbetreiber sehr bald. Nur die Insel Luf behielt ihren Wald noch längere Zeit. Sie war zum Sterbereservat für »Eingeborene« erklärt worden, während die Hamburger »Zivilisatoren« auf allen Nachbarinseln den Wald niederbrannten, um alsbald Kokospflanzungen anzulegen.

Thilenius bestaunte die aufwendigen Verzierungen des fünf Jahre später nach Berlin verbrachten Boots, »sofern sie durch Schnitzerei« hergestellt waren und »in ihren Motiven auf der Phallusfigur« beruhten. Ebenso begeisterte ihn die schöpferische Kraft der Lufleute, die sie befähigte,

»größere Ornamente und Formen« zu schaffen.<sup>8</sup> Um den kulturellen Wert des Boots, die Feinheiten der Konstruktion und der Bemalung nicht hinter der Geschichte von Vernichtung und Raub verschwinden zu lassen, dokumentiere ich Thilenius' Beschreibung ebenso wie weitere ältere Mitteilungen, Zeichnungen und Fotografien im Kapitel 10.

Die Nachrichten vom Prachtboot auf Luf elektrisierten den für die Südsee zuständigen Kustos des Berliner Völkerkundemuseums. Er hieß Felix von Luschan (1854–1924). Ihm gelang es 1903/04, das letzte, nach der Vernichtungsaktion von 1882 neugebaute Boot seiner Sammlung einzuverleiben. In der Datenbank der Stiftung Preußischer Kulturbesitz erscheint es unter der Nummer VI/23116a und wird betont sachlich beschrieben: »Holz, geschnitzt, rot, weiß und schwarz bemalt, Bindungen aus Rotan und Kokosfaserschnur, pflanzliche Kittmasse, Bambus, Pflanzenfaser, Federn, Textil, Segel aus Palmblattstreifen geflochten; Höhe x Breite x Tiefe: 960 x 1520 x 650 cm (Gesamtmaß); Breite: (mit Ausleger, ohne Gegenbrücke): 380 cm; Höhe: (vorderer Mast) 780 cm; Höhe: (höchste Höhe Segelspitze) 960 cm; Gewicht: 1358 kg.«

### *Neue Namen und neue Begriffe*

Diejenigen, die heute solche Sammlungen betreuen, vermeiden Wörter wie Ethnologie oder gar Völkerkunde und weichen auf weniger eurozentrisch anmutende Begriffe wie Menschheitskultur aus. Dahinter verbirgt sich (nicht immer, aber häufig) der Versuch, die einst auf unschöne

Weise erbeuteten Objekte als Erbe der gesamten Menschheit auszugeben. Diese Logik führt zu einer mehr oder weniger deutlich formulierten eigennützigen Feststellung: Wenn die kulturellen Zeugnisse aus den ehemaligen Kolonien Europas allen gehören, ist es gleichgültig, wo sie heute stehen – sei es in Paris, Brüssel, Amsterdam, Madrid, London, Wien oder eben Berlin.

Um den damit verbundenen Fragen zu entfliehen, verbergen sich die meisten Völkerkundemuseen heute schamhaft hinter wohlklingenden Ersatznamen: In Berlin wandelte man das Völkerkundemuseum zum Humboldt Forum, in München zum Museum Fünf Kontinente, in Wien zum Weltmuseum, in Frankfurt am Main zum Museum der Weltkulturen, in Basel zum Museum der Kulturen, in Hamburg nennt man sich sportlich MARKK (Museum am Rothenbaum – Kulturen und Künste der Welt). Paris glänzt mit zwei ethnologischen Museen. Das ältere heißt Musée de l'Homme, das sehr viel später unter der Ägide von Präsident Jacques Chirac neu errichtete zweite völkerkundliche Museum wurde einfach nach der Adresse Musée du quai Branly benannt. Ähnliche Verbalnimmikry veranstalteten die ethnologischen Museen in Köln, Göteborg und Rotterdam.

Statt allzu viel über Kolonialismus nachzudenken, zu reden und zu streiten, werden die Museen wortreich zu Orten umgewidmet, in denen sich angeblich »die Kulturen der Welt zum Dialog treffen«. So weit der sehnlich erwünschte schöne Schein. Ausgeschmückt mit Begriffen wie »gleichberechtigt« und »partizipatorisch«, findet dieses fiktive, extrem ungleiche Gespräch in der Form schein-

bar bußfertigen Ablasshandels statt. Manchmal gekrönt von einer antikolonialen Skulptur oder Installation, die ein mehr oder weniger gut bezahlter Künstler – möglichst eine Person of Colour – beisteuern darf. Zugleich werden in den ethnologischen Museen deren großteils zusammengestohlene »exotische« Bestände weiterhin von den europäischen Kunst-, Gewerbe- und Alltagsammlungen separiert. Diese gelten als kulturell höherwertig – auch wenn es fast niemand mehr laut sagt.

Die heute mit solchen Sammlungen betrauten Kuratoren wissen, dass sie ihre wundervollen Schaustücke betrügerischem Erwerb, massenhafter Hehlerei, systematischem Diebstahl und Raubmord verdanken. Zurückhaltend geschätzt, wurden die in Deutschland verwahrten Südseeobjekte zu mindestens 80 Prozent während der kolonialen Gewaltherrschaft abtransportiert.<sup>9</sup> Im Stuttgarter Linden-Museum, das seine bedeutenden Bestände 2018 überprüfen ließ, sind 95 Prozent der Südseesammlung unter den Vorzeichen der Kolonialherrschaft angehäuft worden.<sup>10</sup> Allerdings ist diese Bestandsaufnahme rein quantitativ angelegt. Für die Berliner Bestände fehlt eine grundlegende Untersuchung.

Die folgenden Kapitel handeln von der Rücksichtslosigkeit, vom Dünkel, von der Angst und Gewinnsucht deutscher Kolonialherren in der Südsee. Die Provenienz des heute einzigartigen Luf-Boots steht im Zentrum, verbunden mit parallelen Geschichten, die belegen, wie schändlich sich die allermeisten europäischen Soldaten, Offiziere und Beamten, die Abenteurer, Missionare, Forscher, Plantagenbetreiber, Paradiesvogeljäger und Kaufleute verhielten. Sie